

(Nachdruck verboten.)

## Unter dem Schutze des Gesetzes.

9) Von Maria Konopnicka.

### III.

Ein neues Leben brach für Hanka an. Anfangs arbeitete sie mit wildem Eifer, fand sich mit Anbruch des Morgens auf dem Kartoffelfeld ein und verließ es erst mit der sinkenden Nacht. Sie ließ die Erde förmlich durch ihre Finger gehen, um nur ja keinen Knollen zu vergessen. Zu Mittag brüt sie sich einige Kartoffel, zu denen sie sich Salz kaufte, der Rest des Verdienstes ging für das Brot drauf, das sie morgens und abends verzehrte.

Aber schon nach einer Woche solcher Arbeit wurde sie sehr schwach. Obwohl sie mit ungemindertem Eifer arbeitete, wurde ihr doch zuweilen vor den Augen plötzlich dunkel, und die zitternden Hände konnten nicht mehr mit der gleichen Anstrengung die Spatenhiebe gegen die harte Erde führen. Es passierte, daß der Müller, der von Zeit zu Zeit erschien, um das Graben zu überwachen, hie und da eine vergessene Kartoffel fand; dann tobte er, warf die Mühe wütend zu Boden, stampfte mit den Füßen, sagte sich beim Kopf, und zog einen oder zwei Groschen von dem lärglichen Lohn ab. Hanka ertrug alles, ließ sich alles gefallen. Sie fühlte sich beinahe glücklich. Tagsüber hatte sie Arbeit, wie alle Leute, nachts suchte sie Schutz in irgend einer Furche und bedeckte sich mit dem groben Laten, das Fabich ihr gegen Einhängigung des roten Passes überließ. Sie konnte leben.

Die Nächte wurden freilich immer kälter, und ein Frost schüttelte das Mädchen manchmal gegen Morgen, und sie hatte nichts, womit sie sich hätte erwärmen können. Die Zeit schien nicht mehr fern, wo es überhaupt unmöglich sein würde, im Felde zu übernachten. Hanka bemühte sich, nicht daran zu denken, und so oft Fabich erschien, fuhr sie rasend mit dem Spaten umher, daß kleine Klümpchen feuchter Erde aufspritzten. Endlich war das Kartoffelfeld abgegraben. Aber über Hanka schien ein guter Stern zu leuchten; denn Fabich selber empfahl sie dem Schankwirt Sawronski, der dicht daneben sein kleines Wackerchen hatte, und ebenfalls Arbeiter zum Kartoffelgraben brauchte. Aber der Müller hatte keinen Grund, dem Sawronski eine ebenso billige Arbeiterin zu gönnen, wie er sie selber gefunden. Er sagte daher dem Schankwirt, daß er Hanka zwanzig Groschen den Tag bezahle. Der letztere ging darauf ein, aber Hanka bestand diesmal hartnäckig darauf, nicht weniger als vierundzwanzig zu nehmen. Die Schuhe fielen ihr von den Füßen, die Kleider faulten förmlich am Reibe von der Feuchtigkeit der Erde, sie mußte also um jeden Preis etwas zusammenlegen, um sich Sachen anzuschaffen. Sawronski bemühte sich, etwas abzuhandeln, aber da er wußte, daß man ringsum allenthalben vierzig Groschen den Tag zahlte, gab er endlich nach und leerte mit Fabich ein Gläschen Anis zur Besiegelung des Geschäfts. Dann ging Hankas roter Paß aus der Hand des Müllers in die des Schankwirts über, und das Mädchen, das Hoffnung und neuen Mut schöpfte, bekam anstatt des Latens einen Saß.

Und wieder fand sie sich auf dem Wackerchen hinter der Windmühle am frühen Morgen, der täglich nebliger ward, ein, und trat immer später mit der sinkenden Nacht ab. Es kam ein früher, regnerischer Herbst. Schwärme von Krähen und Dohlen zogen von dem nahegelegenen Wald vorüber, kalte, schneidende Regenschauer gingen wieder . . . Der Frost, der Hanka auch früher schon zeitweise schüttelte, verwandelte sich in ein regelrechtes chronisches Fieber, das jeden vierten Tag wiederkehrte, das aber das Mädchen sorgsam zu verbergen mußte, um die Arbeit nicht zu verlieren. Auf ihrem Stofse lastete es wie ein schwerer Stein, in allen Gliedern fühlte sie ein Brechen, und ein Durst quälte sie, daß sie oftmals an einer Quelle niedersank und sich volltrauf.

Da Sawronski ihr erlaubte, zweimal des Tages Kartoffeln zu braten, kaufte sie kein Brot mehr, auch für Salz gab sie kein Geld mehr aus, da ihr die Kinder des Schankwirts zuweilen etwas brachten. Sie legte Groschen zu

Groschen, und als sie nach zweiwöchentlicher Arbeit zehn Gulden\*) beisammen hatte, hüpfte sie vor Freude und stimmte ein Liedchen an, das aus alten, alten Zeiten in ihrem Gedächtnis haften geblieben war . . .

Es war ein besonders warmer, wenn auch nebliger Tag. Die Pappeln am Wege standen regungslos da, die dünnen Fäden des Altheiberfommers glänzten silbern über der Erde, von einem unmerklichen leisen Hauch emporgetragen, und die blaugoldene Sonne ging, ohne zu strahlen, glanzlos, langsam in einem Nebel über dem Walde unter.

Aus der Stadt kam eine Gesellschaft von Damen und Herren, die im Gehen eine lebhafte und muntere Unterhaltung führten.

Hanka sang. Es war, als hätte ihre geknebelte und betäubte Seele plötzlich Flügel und Töne gewonnen. Eine Note, gleich einer aufsteigenden Morgendämmerung, stieg aus den Tiefen ihres Herzens empor und ergoß sich über ihr abgemagertes Gesicht, die sonst erloschenen Augen glühten noch von den Nachwehen des gestrigen Fiebers, ihre Lippen bebten. Die Stimme brach sich und vibrierte, dann erhob sie sich immer kräftiger, bis sie weit über das Feld hinhalte, bis zum Walde hin, über die Wiesen, volltönend, umflort, wie vom Abendthau gesättigt. Es war feltam. Die Sängerin dachte nur an ihre zerfetzten Schuhe, an deren Stelle sie neue kaufen wollte, aber in ihrem Gesange tönte jene unbewußte Poesie, die das Herz des Volkes erfüllt. Sie war glücklich, frohgemut und von ihrer Stimme klang eine grenzenlose Behmut und Sehnsucht.

Die von der Stadt kommende Gesellschaft mußte den Reiz dieser Stimme fühlen, denn die Unterhaltungen und das Lachen verstummten plötzlich und einige Köpfe wandten sich um nach der Seite des singenden Mädchens. Unter diesen war einer, mit hellem, kurzem, borstigem Haar bedeckt, und in dem Gesicht blühten die Augen mit einem unangenehmen rötlichen Feuer. Der Kopf gehörte dem Herrn Sekretär, der seiner Zeit Hanka die Papiere eingehändigte hatte. Er blieb stehen, biß sich in die Unterlippe, ließ die Lider tief über die Augen sinken und eine leichte Blässe bedeckte sein Gesicht. Doch das dauerte kaum eine Minute, und während die andren noch latschten, wandte sich der Sekretär, Herr Alexander Kostski, der im Städtchen als ein sehr angenehmer Kavaller gatt, an die Damen, lachte mit seiner schnarrenden Stimme kurz auf, und knüpfte das abgebrochene Gespräch mit einem Klangleiwitz wieder an. Aber die Unterhaltung wollte nicht recht von statton gehen. Der Herr Sekretär erinnerte sich plötzlich, daß ein dringendes Geschäft noch seiner Erledigung harre, begleitete die Luftwandelnden nur noch eine kurze Strecke, dann kehrte er eisenden Schrittes nach der Stadt zurück.

Hanka sang. Ihre schwächliche, zur Erde gebückte Gestalt hob sich im dunklen Schattenriß von dem Abendrot ab; sie war kaum von den Feldsteinen, die in kleinen Häuflein am Main lagen, zu unterscheiden. Von den neuen Schuhen träumend, vollendete das Mädchen das Abgraben der Furche und rückte immer näher an den Zaun heran, der den Ader von der Chaussee trennte. Sie war schon ganz nahe, als sie einen Schatten zu ihren Füßen bemerkte. Vor ihr, mit beiden Händen den Zaunpfahl umfassend, stand der Herr Sekretär und blinzelte unter den gesenkten Lidern zu ihr hinüber. Noch bevor das Mädchen Zeit hatte, sich von seinem Erstauen zu erholen, hob der Herr Sekretär mit seiner schnarrenden Stimme an: „Du, warum hast Du Dich bei mir in der Kanzlei nicht gemeldet? A . . .? Am dritten Tage, wie Dir ausdrücklich befohlen ward? . . . A . . .?“

Hanka überließ ein Schauern. Sie hatte die ganze Zeit über bei ihrer schweren Arbeit gänzlich die Meldepflicht vergessen, alle Amtspersonen mitsamt dem Herrn Sekretär waren ihr vollständig aus dem Gedächtnis verschwunden. Zuweilen vergaß sie sogar, daß sie eigentlich eine Verschickte war, daß sie im Kerker gefessen, die ganze Vergangenheit verschwand aus ihrer Erinnerung. In solchen Augenblicken schien es ihr, daß das ganze Leben ihr beim Kartoffelgraben verfloßen war, an der schwarzen feuchten Erde — und daß ihr ganzes ferneres Leben so verfließen würde beim Kartoffel-

\*) 10 Gulden = etwa ein Thaler.

graben an der feuchten, schwarzen Erde. Das waren für sie die glücklichsten Augenblicke. Aber die Vergangenheit existierte und forderte ihre Rechte, sie war unaustilgbar, der Schatten des gelben Gefängnisses dehnte sich aus und fiel bis hierher auf sie. Sie war eine Verächtliche . . . Ganka wurde traurig und ließ den Kopf sinken.

„Was also?“ rief der Herr Sekretär und riß die Augen auf; sein greller Blick musterte aufmerksam die Gestalt des vor ihm stehenden Mädchens. „Sprich doch! . . . Ah? . . .“

Ganka erhob den trübsinnigen Blick zu ihm. „Aber gnädiger Herr, ich habe in der Stadt keinen Dienst, gar keinen Dienst finden können . . . hier grabe ich nur gegen Tagelohn . . .“

„Gleichwohl warst Du verpflichtet, in der Kanzlei zu erscheinen und Dich zu melden. . . Ich habe Dich ganze Tage suchen lassen. Dafür erwartet Dich eine Strafe . . . eine Strafe, ja. Hast Du verstanden? Ja? . . . Vor drei Wochen ist sie gekommen und hat sich bisher noch kein einziges Mal gemeldet . . . So steht die Sache. Und Dein Paß? Wo hast Du Deinen Paß?“

Das Mädchen war wie versteinert. Alle die goldnen Träume, die sie noch vor einem Augenblick gewoben hatte und in denen die zehn Gulden und die erhofften neuen Schuhe eine so große Rolle spielten, fielen nun zu Boden, wie die welken Blätter unter dem Hauch des Herbstwindes. Da sie weder das Wesen des Geistes, dem sie unterworfen war, noch den Machtbereich des Herrn Sekretärs kannte, hatte sie Angst vor allem und jedem. Sie war überzeugt, daß es einem jeden frei stand, mit ihr zu thun, was ihm irgend beliebt. Der Begriff „Strafe“ tauchte vor ihr auf, wie ein Gespenst, das seine langen, langen Arme nach ihrem so sauer und blutig erworbenen Verdienst ausstreckte. Unter dem Einfluß dieses Angstgefühls drückte sie beide Hände an ihre schmale Brust, wo sie den Zehnen mit den zehn Gulden aufbewahrte.

Der Herr Sekretär spähte inzwischen verstohlen nach rechts und nach links, seine Augen bligten, dann senkte er die Lider und fragte leise:

„Wo übernachtetest Du denn? Na . . .?“

„Hier, gnädiger Herr, übernachtete ich.“

„Wo hier? Im Wirtshaus?“

„Nein, gnädiger Herr, hier.“

„Dort an der Scheune? Na . . .?“

„Nein; hier, hier . . . im Felde . . .“

Der Herr Sekretär staunte.

„Wie? Im Felde? . . . Allein?“

„Natürlich allein . . .“

„Ist Dir nicht kalt? . . . Ah?“

„Doch, gnädiger Herr . . .“

„Hier hast Du, kauf Dir mal Schnaps.“

Der Herr Sekretär griff in die Tasche, zog ein Zehngroschenstück heraus, und reichte es dem Mädchen.

„Geh' ins Wirtshaus, kauf Dir Schnaps, damit Du Dich erwärmst.“

Er wollte noch etwas sprechen, aber auf der Straße erhob sich eine Staubwolke und der Lärm der Firten, die das Vieh von der Weide heimtrieben.

(Fortsetzung folgt.)

### Hofdichter von heute.

(Ein Epilog zum „Eisenzahn“.)

Ueber den „Eisenzahn“, der vor einigen Tagen — es konnte keinen besseren Platz geben — am Gendarmenmarkt aufgeführt wurde, lohnt es sich nicht ein Wort zu verlieren. Das erlauchte Publikum, das in Lauff einen Dichter sieht oder sehen will, mag sich und andern getrost einreden, daß es zu einer Festvorstellung geladen ist, wenn es in Wirklichkeit einer literarischen Leichenfeier beizuwohnt. Und auch die lebenswürdigen Wälder, die bei der Wiesbadener Aufführung in spaltenlangen Telegrammen für das Stück Melame machten und sich nun in kritischen Schmerzen winden, erregen unser Interesse nur in sehr geringem Grade. Die Toten mögen selbst ihre Toten begraben. Das künstlerische Leben steht — trotz allem — im Zeichen des Aufstiegs und wird sich der Sonne freuen, was für Gespenster auch immer am Gendarmenmarkt beschworen werden mögen.

Um einiges interessanter als der „Eisenzahn“ ist immerhin sein Dichter, der gesinnungssteife Herr Major. Er gehört zum neuen Deutschen Reich wie etwa Kriegervereinspatriotismus und der Kommerz an Kaisergeburtstag auch dazu gehören. Als Dichter hat er den Schwung und die Tiefe des eben erwähnten Patriotismus und ist dabei glücklicherweise so harmlos wie ein Kommerz. Die paar Aufzagen, die von seinen ehrlich langweiligen

Büchern ins Land wandern, verschlagen nichts, aber auch gar nichts gegen die geschäftlichen Kleinerfolge der Händler, die mit literarischem Gift handeln, sei es nun das Gift der Sensation oder das der Pikanterie, oder irgend ein andres. Die Erfolge des Herrn Majors spielen sich in einem beschränkten Kreis ab und sind um so harmloser, als der Kreis nicht nur räumlich ein beschränkter ist. Will man ein Bild brauchen, so verhält sich sein Einfluß zu dem der eben erwähnten Händler, wie etwa derjenige eines Ministerialbeamten zu dem eines großen Kapitalisten.

Man hat ihn mit Wildenbruch verglichen; aber wie man immer über Wildenbruch denken mag: seine dichterische Physiognomie weist doch immerhin menschliche Züge auf, von denen einige sogar nicht uninteressant sind. Er ist ein Theaterdichter von ungestümmem, rohem Temperament und wenig Feinheit, fozusagen ein Mann mit starken Muskeln und einem kleinen Gehirn. Herr Lauff stammt nun zwar in grader Linie von ihm ab, nur daß er noch mehr Muskeln und noch weniger Gehirn hat. Damit ist aber eine Grenze erreicht, unter die man nicht mehr hinnerunter kann. Der starke Mann, der dünn sein darf, wenn er es nicht gar sein muß, ist augenblicklich zwar ein politisches Ideal. Als ästhetisches Ideal ist er indessen nicht möglich, aus dem einfachen Grunde, weil man schließlich selbst den Abomenten des Schauspielhauses nicht zumuten kann, einen Anaphabeten als Dichter zu bestimmen. Die geistige Bedürfnislosigkeit leistet Herrn Lauff gegenüber, was sie überhaupt zu leisten vermag. Das Minimum an Talent, das er besitzt, muß jeder Poet seines Genres haben, und somit darf er der melancholischen Gewisheit leben, daß nach ihm keiner kommen wird, der keine Talentlosigkeit und Gesinnungsstüchtigkeit übertrifft. Uebrigens möchte ich nicht in den Verdacht kommen, Herrn Lauff wissenschaftlich unrecht zu thun, und so bemerke ich gern und ausdrücklich, daß ich seine Gesinnungsstüchtigkeit für durchaus ehrlich und aufrichtig halte. Man braucht nur an Hebbel zu denken, um zu wissen, was für wunderliche Ansichten sich selbst mit dem dramatischen Genie bereinigen lassen, und bei Lauff (der ja kein Genie ist) kommt noch hinzu, daß seine Ansichten sich erschöpfend aus dem Willen seines Standes erklären lassen. Uebrigens hat auch die Art, wie er seine poetische Unfähigkeit vorbringt, einen Zug menschlicher Ehrlichkeit, was er denn wiederum mit seinem Vorläufer Wildenbruch gemein hat.

Es ist ausgeschlossen, daß nach Lauff ein wirkliches Talent mit derselben Gesinnungsstüchtigkeit kommen könnte. Es ist ausgeschlossen, weil die Gesinnungsstüchtigkeit unrettbar abnimmt, wenn das Talent sich vertieft und wächst. Ganz allgemein ist ja ein begabter Mensch kritischer gestimmt als ein unbegabter, und daneben kommen noch Gründe in Betracht, die tiefer liegen. Ein dramatisches Talent von Rang kann sich heute gar nicht in die Abhängigkeit des Hofes begeben, aus keinem andern Grunde, als weil es damit auf die Gestaltung all der Probleme verzichtet würde, die zu gestalten allein sich verlohnt. Gerade die Geschichtswissenschaft hat in unsrer Zeit entscheidende Fortschritte gemacht und diese Fortschritte (ohne die heute ein historisches Drama nicht denkbar ist) spielen gerade den Legenden am härtesten mit, die vom Hofdichter am Lieblichsten geglaubt werden müßten.

Es würde ihm aber auch nicht einmal helfen, wenn er sich vom historischen Drama zurückzöge, um sich mit den Problemen des modernen Lebens zu befassen. Daß zwischen diesen Problemen (zu denen unter andern ja auch die moderne Arbeiterbewegung gehört) und den überkommenen Ansichten des Hofes ein gewisser Gegensatz besteht, braucht ja hoffentlich nicht näher erläutert werden. Andererseits aber könnte der Hof, könnte der Monarch, selbst wenn er wollte, dem Dichter nicht entgegenkommen. Die Zeit ist vorbei, wo man dem Dichter ein gewisses Privilegium des Geistes einräumen konnte, wo man die Feinheit seiner Pfeile bewunderte und darüber ganz vergaß, daß es doch eben Pfeile waren. Der Dichter genießt heute nicht mehr Freiheit als jedes andre Mitglied des Volks. In den Tagen der hochentwickelten Presse kann jede Sentenz in die breite Menge gebracht werden, und auch aus Sentenzen lassen sich politische Schwerter schmieden. Wer in dieser Beziehung noch an Erinnerungen aus dem vorigen Jahrhundert denken sollte, braucht nur an die üblichen Vorkommnisse bei der Verteilung des Schiller-Preises zu denken, um sofort wieder in die helle Gegenwart zurückgeschlendert zu werden. Ein Hofdichter ist heute nur in der Form der unbedingten Gesinnungsstüchtigkeit möglich.

Am Ende thäte die Leitung des Schauspielhauses gut, sich die gegenwärtige Wirtschaft einen Augenblick zu überlegen. Aus der Aufführung des „Eisenzahns“ machen wir ihr keinen Vorwurf, weil wir keinem Menschen einen Vorwurf aus etwas machen, das er gar nicht verhindern kann. Derartigen Aufführungen aber, die vom Wesen einer Hofbühne unzertrennbar sind, muß doch ein gewisses Plus gegenüberstehen. Von dynastischen Familienfesten, von elenden modernen Stücken und einigen wenigen Klassikeraufführungen kann auf die Dauer keine Bühne leben. Auch nicht das Schauspielhaus. —  
Erich Schläpfer.

### kleines Feuilleton.

— Das „griechische Feuer“ der Byzantiner soll nach bisheriger Meinung Salpeter enthalten haben, woraus dann weiter gefolgert worden ist, daß den Byzantinern bereits bei Beginn des Mittelalters die Herstellung und Verwendung des Schießpulvers

(für Kriegszwecke) bekannt gewesen sein soll. Dr. von Lippmann in Halle a. S. hat jedoch, wie der „Prometheus“ mitteilt, in seiner umfangreichen Studie „Zur Geschichte des Schießpulvers und der älteren Feuerwaffen“, die in der „Zeitschrift für Naturwissenschaften“ veröffentlicht ist, den Nachweis bringen können, daß sowohl den Vhgantieren wie den Griechen und Römern der Salpeter bis tief in das Mittelalter hinein völlig unbekannt geblieben ist. Das „Nitrum“ der Alten ist nichts anderes als lösliches Natriumnitrat, das aus dem trockenen Boden mancher Gegenden Nordafrikas und Westasiens effloresciert und darum auch „Aphronitum“ oder „Schammnitrum“ genannt wurde, ein Stoff, mit dem nicht die geringsten Explosionswirkungen hervorgerufen werden können. Damit fällt von selbst die Annahme, daß das sogenannte „griechische Feuer“ durch Schießpulver erzeugt worden sei. Unter dem Namen Resten veröffentlichte Bischof Julius Africanus († 232) eine Art Encyclopädie, welche aber mit der Zeit um manche Einschüßel jüngeren Datums bereichert wurde. Zu den letzteren ist unbedingt auch die Erwähnung eines kriegerischen Geheim- und Zaubermittels zu zählen, nämlich eines „automatischen Feuers“, eines Brandschages, mit dem man das feindliche Holzwerk des Nachts heimlich beschmieren sollte, damit es sich am Tage unter der Einwirkung der Sonnenstrahlen selbsttätig entzündet. Als Hauptbestandtheile des Brennstoffs werden Harz, Naphtha, Schwefel, Salz und gebrannter Kalk genannt. Die gelbe Flamme des Salzes galt für besonders heiß. Die Entzündung ist nun wohl weniger auf die Wirkung der Sonnenstrahlen als vielmehr auf die Wärme-Entwicklung, welche durch Verührung des Kalks mit Wasser, nämlich mit dem Morgentau, hervorgerufen wird, zurückzuführen. Neuere Versuche haben dargethan, daß Mischungen leicht entzündbarer Erdöle mit fein verteiltem Kalk sich beim Auspritzen auf Wasser zunächst über dessen Oberfläche ausbreiten, infolge der durch das Ablösen des Kalkes sich entwickelnden Reaktionswärme erhitzt werden und sich in Dampf verwandeln, zuletzt entzündet, wobei die explosiven Mischungen von Luft und Erdöldampf unter Aufsteigen von Flammen und Rauch unter starker Detonation verbrennen. Mittels „Siphons“, d. h. einer Art Feuerpritze mit doppelt wirkenden Drümpumpen, wurde die Explosivmischung durch lange Metallrohre, deren Oeffnungen man als Nachen wilder Tiere zu stilisieren pflegte, gegen den Feind geschleudert. Dieser wurde sowohl durch die Wirkung des Feuers als auch durch den Schreck vor dämonischen Mächten in die Flucht geschlagen, so z. B. die Flotten, welche 941 unter Igor mit tausend Schiffen vor Konstantinopel erschienen, durch fünfzehn mit griechischem Feuer ausgerüstete Barken. —

**v. Warum sieht der aufgehende Mond größer aus, als der in voller Höhe befindliche?** Die Thatsache, daß der Mond, wenn er am Horizont erscheint, viel größer aussieht, als wenn er über unserm Scheitel steht, wird wohl jedermann bekannt geworden sein; über die Erklärung aber herrschte noch kein Einverständnis. Die Annahme, der Mond erscheine uns am Horizont darum größer, weil wir ihn dann mit andern Gegenständen, z. B. Häusern oder Bäumen, vergleichen können, will nicht recht plausibel erscheinen und wird schon durch die Thatsache widerlegt, daß auch auf dem Meere, wo Vergleichsgegenstände von uns bekannter Größe fehlen, der Mond am Horizont sehr groß erscheint. Jetzt giebt der Physiologe Roth eine einfache, aber anscheinend ausreichende Erklärung. Roth sagt nämlich auf Grund ausgedehnter Versuche, daß uns beim Gerodansetzen, infolge der Bauart unsres Auges, alle Gegenstände größer erscheinen, als wenn wir den Blick nach oben richten. Roth machte unter andern folgenden Versuch: Er streckte sich auf einem platten Dach auf dem Rücken aus; dann konnte er den mitten am Himmel stehenden Mond mit dem geradeaus gerichteten Blick sehen, wie wir ihn gewöhnlich bei seinem Tiefstand am Horizont betrachten, und dann erschien der hochstehende Mond dem ausgestreckten Beobachter so groß, wie er sonst nur am Horizont aussieht. —

**Theater.**

**Academischer Verein für Kunst und Litteratur:** Oedipus von Sophokles. — Es ist sehr erfreulich, daß sich neuerdings unter den Studenten so etwas wie literarisches Leben zu regen beginnt. Vor kurzem erschien eine kleine Statistik „Was die Berliner Studenten lesen“, die von geradezu grauenhaften Zuständen Zeugnis ablegte. Am Ende war es nicht möglich, weiter herunterzukommen und so ist es nur natürlich, daß eine aufwärtsgehende Bewegung einsetzt. Der neue Verein hat sich mit dem Oedipus sehr vorteilhaft eingeführt. Freilich: wir haben wieder einen neuen Bühnenverein; aber einmal gedeiht die Litteratur — mit wenigen Ausnahmen — immer noch am besten in den Vereinen und zum andern macht wenigstens dieser Verein keinem andern Konkurrenz. Er beabsichtigt nämlich, einen Cylus antiker Dramen aufzuführen, was eine ebenso interessante als künstlerisch wertvolle Aufgabe ist. Am meisten interessiert natürlich, in welcher Weise die griechischen Dichtungen auf unser modernes Gefühl wirken. Daß wir dem tragischen Verhängnis in der antiken Form fremd gegenüberstehen, ist selbstverständlich. Die Anschauungen vom Wesen des Tragischen haben sich ja nicht nur seit den Tagen des Sophokles, sondern auch seit denen Shakespeares geändert. Trotzdem schling die poetische Gewalt an vielen Stellen durch. Die einleitenden Gespräche des Oedipus mit dem Priester waren von hoher Schönheit. In der Scene mit dem blinden Seher stutete starkes dramatisches Leben, und als der geblendete Oedipus herausstürzte, empfand man sogar etwas von den Schauern der großen Tragik. Der Verein sollte sich

vor allen Dingen vor zwei Nebeln hüten: vor der sinnlosen Meinerei und vor dem zu vielen Choripredken. Das erstere zerstört die Illusion, statt sie zu fördern, und das letztere hat für das moderne Empfinden etwas Mechanisches, Schulgemäßes, das den Vorgängen das Leben nimmt. Warum nicht, wo es irgend geht, Einzelgespräche, die in jedem Betracht natürlicher sind und bei denen man jeden der Verse versteht? Als Oedipus überaus der Herr Seine, der auf einem ihm fremden Gebiet eine sehr tüchtige Leistung bot. Neben ihm wären noch Meinhardt, Schibener und Pauli zu nennen. Amanda Lindner war als Jofaste einfach unbrauchbar. Im großen und ganzen aber darf man dem Verein zu seiner ersten Aufführung aufrichtig Glück wünschen. —

**Psychologisches.**

**k. Das Auge im hypnotischen Schlummer.** Im hypnotischen Schlummer erleidet das Auge eine Reihe von Veränderungen. Diese Erscheinungen, die bisher noch nicht genauer beobachtet worden sind, hat Reuschüller untersucht und das Ergebnis in der „Mivista sperimentale di freniatria“ veröffentlicht. Er glaubt darin ein Mittel der Kontrolle gefunden zu haben, das von der gerichtlichen Medizin nutzbar gemacht werden kann. Als objektive Symptome bezeichnet der Forscher vor allem das Zittern des Augenslids im Moment, wo das Auge anfängt, die Wirkungen des hypnotischen Schlummers zu empfinden. Während des Schlummers zittert es fortwährend. Die Bindehaut ist während des Schlummers unempfindlich. Bei manchen tritt die Anästhesie nur schwer ein und manchmal gar nicht. Wenn aber das Auge in Thätigkeit tritt, nimmt die Anästhesie wieder ab oder verschwindet. Die Empfindlichkeit der Bindehaut kommt auch wieder, wenn in den hypnotisirten eine Hallucination erweckt wird. Die Iris ist manchmal erweitert, seltener eingezogen. Sie bleibt für Lichtreize empfindlich. Die Augäpfel ändern die Lage derart, daß sie oft, sich nach oben drehend, die Pupille unter dem oberen Lid verbergen. Die Sehschärfe und die Weite der Accomodation erfuhren während des hypnotischen Schlummers bei den von Reuschüller untersuchten Personen oft Veränderungen. N. hat auch die Beziehung der Sehschärfe und Accomodation zu der suggerierten Blindheit untersucht und feststellen wollen, ob es möglich ist, eine vollkommene Aufhebung der Sehkraft durch Suggestion hervorzubringen. Natürlich hat er sich dabei nicht auf die Aussagen der hypnotisirten verlassen. Eine wirkliche körperliche Blindheit war aber niemals festzustellen, denn wenn er den schwarzen Star z. B. des rechten Auges suggeriert hatte und die Versuchsperson mit dem linken Auge einen Gegenstand durch ein Prisma betrachten ließ, so zeigte sich Doppelt-sichtigkeit. Das aber wäre sicher nicht möglich, wenn eins der Augen völlig blind gewesen wäre. Das rechte Auge folgte in normaler Weise den Bewegungen des andern Auges, das in Funktion geblieben war. Der Farbensinn erfährt im hypnotischen Schlummer kaum merkliche Veränderungen. Bei den suggerierten Hallucinationen hat der Gelehrte den Grad der Festigkeit hallucinatorischer Bilder untersucht und gefunden, daß das suggerierte Bild denselben optischen Gesetzen folgt wie das wirkliche Bild. —

**Hygienisches.**

— **Die Reinheit des Thalsperrenwassers.** Besamtllich werden Thalsperren außer zum Zwecke der Abwehr von Ueberfluthungen auch zur Wasserreinigung hochgelegener, wasserarmer Orte gebaut. So entsprang die Thalsperre der Gileppe der Notwendigkeit, die neun Kilometer von ihr entfernt gelegene Stadt Werviers mit Wasser zu speisen, und diejenige des Schönbachthals bei Bernelskirchen hat die Aufgabe, dem Wassermangel Aemscheid abzuhefen. Da nun das Thalsperrenwasser in manchen Fällen von den Städten, wie z. B. auch Aemscheid, als Trinkwasser benutzt wird, so ist die Frage nach seiner Reinheit von hygienischer Bedeutung. Sie kam auf der letzten General-Versammlung des niederrheinischen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege in Lemmer zur Verhandlung, wo der Erbauer der im westlichen Deutschland befindlichen Thalsperren, Prof. Jung in Aachen, sich über diesen Punkt ausdrückte. Was besonders die Aemscheider Anlage betrifft, so wird das zum Genuß bestimmte Wasser zunächst nicht dem großen See der Thalsperre entnommen, dessen Wasser gleichwohl während sieben bis neun Monaten, je nach den eingetretenen häufigen oder weniger häufigen Niederschlägen, vom besten Brunnenwasser nicht unterchieden werden kann, sondern man fängt das am oberen Ende des Thals zuffießende Wasser ab, ehe es in das Becken gekommen ist, damit es seine volle Reinheit behält, und leitet es in geschlossenen Rohrleitungen durch das Sammelbecken in einen Sammelthurm, von wo es, soweit es gebraucht wird, weiter geleitet wird. Sobald das in den Turm frisch zuffießende Wasser nicht gebraucht wird, öfnet sich im Sammelthurm selbstthätig ein Ventil, und das Wasser tritt um den Turm herum, bleibt aber in der Nähe des Beckens und tritt, um auch hier seine Reinheit und Frische möglichst zu bewahren, durch angehäufte Steinmassen hindurch. Braucht man mehr Wasser, als von oben zuffießt, so tritt in der Nähe des Turms das Wasser, welches sich noch nicht lange im Becken aufgehalten hat, durch ein andres selbstthätiges Ventil wieder in den Turm, und man leitet es dann zur Pumpstation. Kommen Monate, in denen die oberen Quellen bezw. Bachzuflüsse nicht ausreichen, um den Bedarf zu decken, dann muß unmittelbar aus dem Sammelbecken Wasser entnommen werden, und dieses Wasser wird dann durch einen besonderen Springbrunnen mit der Luft in Verührung gebracht, schießt in einen

flachen Teich, wo es wiederum mit der Luft in Verbindung kommt und gewinnt dadurch an Aussehen und Eigenschaften; es verliert die geringfügige Färbung, die wenigstens in den ersten Jahren der Benutzung eintrat, später aber völlig verschwand, wird an Sauerstoff bezw. Luftgehalt reicher und dadurch wohlriechender, sinkt durch den flachen Teich und durch Verrieselung von Wiesenflächen in Filter- schichten und kommt durch diese wieder in dem Brunnen zum Vor- schein. Auf diese Weise hat man künstlich gemacht, was in der Natur durch den Regen geschieht, der durch Bodenschichten filtert und dann im Brunnen gesammelt wird. Eine weitere Einrichtung zur Reinhaltung des Wassers ist in einer Filteranlage in der Nähe der Pumpstation zu bieten. Gewöhnlich nimmt man ein Sandfilter und führt das so gereinigte Wasser durch Pumpen in die Stadt hinein. Für Mensch und Tier wird alles Wasser, was entnommen wird, Brunnen- und Thalperrenwasser, in einen gemeinsamen Brunnen geführt, damit nur einheitliches Wasser in die Stadt hineinkommt und nicht etwa in verschiedenen Stadtteilen Reinigungsverhältnisse auftreten könnten, daß der eine Stadtteil besseres Wasser bekomme als der andre. Besonders vorzüglich ist man bezüglich der Reinigung des für Solingen be- stimmten Wassers gewesen. Die Stadt hat im vorigen Sommer eine Erweiterung des Wasserwerks für fast drei Millionen Mark beschloßen. Nach den bezüglichen Ausführungen Ing. J. im neuesten Heft des Centralblatts für allgemeine Gesundheitspflege zum Abdruck ge- kommen sind, ist das obere Ende des abzuräumenden Seugbachtals mit einem Fassungsraume des Sammelbeckens von drei Millionen Kubikmeter durch ein Vorkassin, das 100 000 Kubikmeter faßt, ab- getrennt. Im Laufe des Jahres fließen aus dem Seugbachtal etwa acht bis neun Millionen Kubikmeter Wasser ab, so daß also das Wasser im Vorbecken sehr oft erneuert werden kann. Die Stadt hat oberhalb Wiesen angekauft, und dort wird das Wasser durch be- sondere Brunnen und Drainage gefaßt, dann nach dem Haupt- sammelbrunnen und nach dem Vorbecken geleitet und nach Fällung desselben weiter in das Hauptthalbecken. Im Vorbecken ist eine Filteranlage ausgeführt, die überstaut wird und jeden Augenblick, um die Oberfläche desselben zu reinigen, trocken gelegt werden kann. Von da wird das Wasser in einen Brunnen hinein und dann durch eine geschlossene eiserne Rohrleitung durch das Hauptthalbecken hin- durch in das untere Thal hinab bis zur Pumpstation geleitet, die an der Wupper liegt. Reich das gereinigte zuzuführende Bachwasser auch trotz der intensiven Bewaldung, die man stets bei solchen Anlagen möglichst fördern soll, unter Zuhilfenahme des Vorbeckens nicht mehr aus — die Anlage ist nämlich für den stärksten Verbrauch bis zu 9—10 000 Kubikmeter täglich eingerichtet, während sich der jetzige Verbrauch etwa um 4000 Kubikmeter bewegt —, so muß das Wasser aus dem Hauptammelbecken entnommen und zunächst wieder ge- reinigt werden. Zu dem Zwecke ist von der Thalperre aus die große Wiesenfläche zu einer künstlichen Verrieselung umgewandelt, und es sind Drainagen im Untergrund angelegt, um ein gutes Versorgungswasser herunter zu schaffen. Von hier aus wird das Wasser in einen Sammelbrunnen geführt und durch Rohre, welche zum Teil durch einen Stollen hindurch gehen, nach der Pumpstation geliefert und von hier zum Hochbehälter nach Solingen durch Wasser- kraft hinaufgepumpt. Auf diese Weise dürften, da auch das zu über- stauende Hauptthal vor der Fällung vollständig rein gemacht wird, alle Vorkehrungen getroffen sein, welche eine Reinhaltung des Wassers sichern. —

**Naturwissenschaftliches.**

— Den Widerstand der Hühnereier gegen Temperaturschwankungen hat nach einem Bericht der „Naturwissenschaftlichen Rundschau“ der italienische Gelehrte L. Calvoletti untersucht. Er brachte eine große Anzahl frischer Eier in Wäber, deren Temperatur der oberen oder unteren Grenze, bei der Eier lebensfähig bleiben, nahe war; in diesen verweilten die Eier teils frisch, teils nach kürzerer oder längerer Bebrütung so lange, als notwendig war, damit sie die Temperatur der Umgebung angenommen, worüber Vorversuche die Anhaltspunkte gegeben. Nachdem die Versuchstemperatur längere oder kürzere Zeit eingewirkt, wurden die Eier in den Brütapparat gebracht und ihre Entwicklung beobachtet. Als Ergebnis stellte sich heraus, daß die Hühnereier vor der Bebrütung einen ziemlich starken Widerstand den Temperaturerhöhungen und -Erniedrigungen bieten. Die Grenzen, zwischen denen das Leben der Keime noch möglich ist, liegen nach oben bei der Temperatur von + 47,5 Grad bis 48 Grad, nach unten bei der Temperatur von - 1 Grad oder etwas mehr. In der Nähe dieser Grenzen werden die Eier von besonderen Ver- hältnissen mehr oder weniger leicht befruchtet. So zeigten die Eier, deren innere Temperatur auf 46,5 Grad gestiegen war, eine normale, aber verlangsamte Entwicklung; bei 47 Grad entwickelten sich die Eier bis zum Mastoderm, ohne daß Embryobildung eintrat, und bei 47,5 Grad blieben alle steril. Bei der Abkühlung zeigte sich Ähnliches: bei 0 Grad ent- wickelten sich viele Embryonen normal, viele jedoch zu Mißbildungen; selbst Eier, deren Eiweiß zum Teil gefroren, in denen aber die Temperatur nicht unter - 0,5 Grad gesunken war, konnten noch normale Embryonen geben; in der Mehrzahl der Fälle jedoch trat Stillstand der Entwicklung ein. Der Widerstand gegen diese Temperaturschwankungen nimmt ab mit der Entwicklung des Keimes; Embryonen, die einige Tage befruchtet waren, konnten

Temperaturen, hohen oder niederen, nicht widerstehen, welche für die Keime ganz indifferent waren. —

**Humoristisches.**

— Schul-Humor. In der ersten Klasse einer Bürger- schule soll Goethes Gedicht „Der Sänger“ mit verteilten Rollen gelesen werden. Der Lehrer giebt an drei Schüler die Weisung: „Du liest, was der König sagt; Du, was der Sänger sagt; Du, was Goethe sagt. Los!“ — Der erste beginnt: „Der Sänger von Goethe.“ — „Sieh doch acht“, schmauzt ihn der Lehrer an, „Du hast doch zu lesen, was der König sagt! Der Folgende!“ — Der Folgende beginnt: „Der Sänger von Goethe.“ — „Au, Du Kamel, Du bist doch der Sänger!“ wettet der Schulmonarch und setzt, auf den dritten zeigend, hinzu: „Du bist der Goethe!“ Worauf der dritte ein- geschüchtert beginnt! „Der Sänger von — mir!“ —

— Aus dem Münchener Hofbräuhaus. Schenk- kellerer (zum Fremden, der ohne Krug zur Schenke kommt): „Was woll'n denn Sie?“

Fremder: „Eine Maß Bier.“

Schenkellerer: „Soll i's Eagna ebba in d' Händ ein- schütt'n?“ —

— Aus Oestreich. A. (stolz zu seinem Freunde): „Da schau mal, meine Photographie als Ministerpräsident...“ B.: „Ah... Momentaufnahme...?“ („Jugend“.)

**Notizen.**

— Gegen die lex Heinze ist eine Protest-Ver- sammlung der literarischen und künstlerischen Kreise Berlins für nächsten Sonntag im Saale des Berliner Handwerkervereins einderufen. Ferner wenden sich nach einer Mit- teilung des „V. Z.“ auch die Deutsche Kunstgenossenschaft, die Berliner Akademie der Künste und die Berliner Literarische Gesellschaft gegen den Entwurf. Der Verein „Berliner Presse“ hat folgende Resolution gefaßt: Der Verein „Berliner Presse“ legt eine entschiedene Verwahrung gegen die literatur- und kulturfeindlichen Bestrebungen ein, wie sie ins- besondere in den §§ 181a und b der sogenannten „Lex Heinze“ zu Tage treten. Der Verein „Berliner Presse“ erblidet in diesen geplanten Bestimmungen eine schwere Schädigung der gesamten geistigen und künstlerischen Entwicklung des deutschen Volks. Er giebt daher der sicheren Erwartung Ausdruck, daß die verbündeten Regierungen resp. der Reichstag diesen obengenannten oder ähnlichen Bestimmungen ihre Zustimmung versagen werden. —

— Der akademische Verein für Kunst und Literatur zeigt an: „Die zweite Vorstellung im Cylus der antiken Bühne „Antigone“ von Sophokles wird für Ende März im „Lesing-Theater“ vorbereitet.“ —

— Direktor Julius Fritzsche übernimmt im Herbst wieder die Leitung des ihm gehörenden Friedrich-Wilhelmsstädtischen Theaters, das wie früher ein Operetten-Theater werden soll. —

— Der Ophthalmologe Julius v. Nöchel aus Würzburg hat einen Ruf an die Berliner Universität angenommen. Er übernimmt auch die Leitung der Universitäts-Augenklinik. —

— Der Verwaltungsausschuß der Tiedge-Stiftung in Dresden, die über ein Gesamtvermögen von 662 000 M. ver- fügt, hat Max Klingler die Ausführung einer bisher nur im Entwurf ausgestellten Gruppe „Drama“ in Marmor über- tragen. —

— Max Halbes Drama „Mutter Erde“ erzielte im Stutt- garter Hoftheater einen starken Erfolg. —

— August Strindbergs bisher nicht aufgeführtes Stück „Schuld und Schuld“ ging am Stockholmer „Dramatischen Theater“ mit großem Erfolg in Scen. —

c. Zum Andenken an Louis Pasteur werden in Frank- reich zwei Denkmäler errichtet, das eine in Paris, das von Falguiere ausgeführt wird, das andre in seinem Geburtsort Dôle. Mit der Ausführung des letzteren wurde der Bildhauer Antonin Carles beauftragt. Der Künstler hat den berühmten Ge-lehrten dargestellt, wie er in Nachdenken versunken dasitzt; die Statue ruht auf einem hohen, mit Vasreliefs geschmückten Piedestal; unten befinden sich zwei symbolische Figuren: die Wissenschaft und die Humanität. Die Wissenschaft wird durch eine große, schlanke, elegante Dame, die Humanität durch eine Frau aus dem Volke symbolisiert, die auf dem Stein des Piedestals sitzt und zwei kleine Kinder hält. Das Denkmal wird eine Höhe von neun Metern erhalten und 1902 enthüllt werden. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 1. März.